

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 2 (1922-1923)
Heft: 11

Artikel: Die Auswanderung nach den Urwaldkolonien Süd-Brasiliens
Autor: Klausener, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-328451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sollen dem Leser einen Ueberblick geben über das, was das Heft enthält. Wichtiger noch wäre für die Arbeiterschaft eine Untersuchung über die Todesursachen in den einzelnen Berufen und eine Untersuchung, die sich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse im Zusammenhang mit den Todesursachen und auf die Lebensdauer erstrecken würde.

Das Statistische Bureau verspricht in seinem Vorwort eine Besprechung der in diesem Hefte von ihm publizierten Zahlen. Hoffentlich begnügt es sich nicht damit, sondern versucht auch die Statistik der Todesursachen in anderen Richtungen zu erweitern.

Die Auswanderung nach den Urwaldkolonien Süd-Brasiliens.

Von J. Klausener.

1. Einleitung.

Die ungeheure Arbeitslosigkeit zwingt heute Tausende von Arbeitern, mit ihren Familien eine neue Existenz zu suchen. Aber was und wo? Als einziger Rettungsanker in der Not der Lage erscheint vielfach der Gedanke der Auswanderung. Aus Broschüren und Zeitungen wissen die meisten, daß in Nord- und Südamerika noch riesige Flächen Land der Urbarisierung und Bebauung harren und daß sie dort mit ihren Familien eine neue Existenz mit anscheinend gutem Fortkommen finden könnten. Aber diese Broschüren wissen von den in Frage kommenden Staaten und Gebieten nur alles Gute zu berichten: von ausgezeichnetem Klima, großer Fruchtbarkeit, Bodenschätzen usw. Dies alles ist dann dazu angetan, dem zur Auswanderung Gezwungenen oder Auswanderungslustigen, der sowieso mit der fixen Idee eines besseren Fortkommens in irgendeinem Land jenseits des Ozeans behaftet ist, ein verderbenbringendes Trugbild vor Augen zu zaubern. Denn was nützt es dem Auswanderer, wenn er weiß, daß da und da Kupfer oder Eisen zu finden ist oder sogar Petroleumquellen vorhanden sein müssen? Wichtig ist doch, von der Art und Weise der Bebauung des Bodens, von der Arbeit und dem Leben des Kolonisten zu berichten und an Hand praktischer Beispiele dem Auswanderungslustigen die Vorbedingungen für ein anständiges Fortkommen zu erläutern, Grund und Ursache der häufig vorkommenden Mißerfolge zu untersuchen und damit wichtige Aufklärungen zu geben. So ist dann jeder einzelne imstande, schon zu Hause das „Für und Wider“ zu erwägen und braucht nicht erst an Ort und Stelle, unter dem Drucke der Verhältnisse, welcher dann doch in den meisten Fällen eine klare Ueberlegung verunmöglicht, zur Einsicht zu kommen. Oft liegt nämlich der Mißerfolg eines Kolonieunternehmens schon von Anfang an in der Natur der Sache.

Einer Aufforderung nachkommend, bin ich daher gerne bereit, die Beobachtungen, welche ich während meines mehrmonatigen Auf-

enthaltens in S ü d b r a s i l i e n machen konnte, einem weiteren Kreise bekanntzumachen, um Aufklärung in die Auswanderung nach den Urwaldkolonien Südbraziiliens zu bringen.

2. Allgemeine Orientierung.

Brasilien ist der größte Staat des südamerikanischen Kontinents, hat $8\frac{1}{2}$ Millionen km² Flächeninhalt und 30,600,000 Einwohner, also auf den Quadratkilometer zirka 3,5 Einwohner. Die Republik, mit der Hauptstadt Rio de Janeiro, setzt sich aus 21 Staaten, dem Bundesdistrikt und dem Territorium Acre zusammen, welche die „Vereinigten Staaten von Brasilien“ bilden (Estados Unidos do Brasil).

Für die Auswanderung nach Brasilien kommen lediglich die S ü d s t a a t e n , mit M i n a s G e r a e s , in Betracht, da nur dort das Klima, das ausschlaggebendste Moment, für Mitteleuropäer, welche sich als Kolonisten niederlassen wollen, zuträglich ist. Wo aber, selbst in diesen Staaten, Sümpfe sind, ist das Leben unmöglich, weil die Malaria in den meisten Fällen rasche und sichere Arbeit macht.

Nun zu den einzelnen Staaten! M i n a s G e r a e s ist der nördlichste und daher auch der heißeste von den in Frage kommenden Staaten. Er hat einen Flächeninhalt von 574,855 km² mit 5,888,174 Einwohnern, also 10,24 Einwohner pro Quadratkilometer. Das Eisenbahnnetz hat eine Länge von 6913 km. Trotz seiner Lage im südlichen Teil der Tropenzone ist es nicht übermäßig heiß, da der ganze Staat auf einer Hochebene von 600 bis 1200 m liegt, welche gegen Osten durch das Küstengebirge vom Meer getrennt ist, sich nach Westen gegen das Innere leicht neigt und von vielen Höhenzügen durchzogen wird. Das Klima ist daher, wo nicht Sümpfe in der Nähe sind, nicht ungesund, kann aber, für Mitteleuropäer, auch nicht als gesund bezeichnet werden, da es in den Sommermonaten sehr heiß wird, welches dann beim Arbeiten im Freien seine schlimmen Folgen haben kann.

Der Staat Minas Geraes unterhält verschiedene Kolonien, wie Alvaro Silveira usw., welche fast durchwegs den großen Vorteil haben, wie wir später noch sehen werden, daß sie in der Nähe von Eisenbahnlinien liegen. Den Haupterwerb dieser Kolonien bilden Viehzucht und Milchwirtschaft, da verhältnismäßig viel Ramp- und Weideland ist.

Der Staat S a o P a u l o schließt sich im Süden an Minas Geraes an, liegt in der subtropischen Zone, hat einen Flächeninhalt von 290,876 km² und 4,592,188 Einwohner oder 15,79 Einwohner pro Quadratkilometer. Das Eisenbahnnetz dieses Staates hat eine Länge von 6655 km. Wie Minas Geraes, so liegt auch Sao Paulo auf einer Hochebene, welche sich vom Küstengebirge gegen den Rio Parana langsam senkt und von kleinen, flachen Höhenzügen durchzogen wird. Hier ist das Klima, mit Ausnahme einiger Sumpfgenden an der Küste und im Innern, durchwegs gut.

Im Staate Sao Paulo hat es unzählige deutsche und italienische Kolonien, welche, Ende des letzten Jahrhunderts gegründet, jetzt zu blühenden Ortschaften angewachsen sind, wie Cosmopolis, Friedberg usw. Besonders erwähnen möchte ich noch die Kolonie Helvetia bei Campinas, wo Unterwaldner nach jahrzehntelanger, harter Arbeit wohlhabende Fazzendeiros, Gutbesitzer, geworden sind. Kaffee und Viehzucht sind die Haupterwerbsquellen der Paulistaner Kolonien. — Die neuen Kolonien am Rio Tibagy und an der Noroeste usw., von Privatunternehmungen gegründet, stecken noch ganz in den Kinderschuhen und es bleibt abzuwarten, ob diese auch den gewünschten Erfolg hervorbringen werden.

Kolonie-Neuland ist der Staat Parana, welcher sich im Süden an Sao Paulo anschließt. Auf einer Fläche von 240,000 km² wohnen 685,711 Einwohner, also nur 2,85 auf den Quadratkilometer. Das Eisenbahnnetz, bestehend aus einer Haupt- und drei Nebenlinien, hat auch nur eine Länge von 1110 km. Lage und Bodenbeschaffenheit sind dieselben wie in den beiden erstgenannten Staaten. Ausgedehnte Rampflächen wechseln mit riesigen Urwäldern ab. Tabak und Mais sind neben Herva Maté, dem vorzüglichen brasilianischen Nationaltee, die Hauptprodukte dieses Staates. Die Kolonien, einzelne auch schon zu Ortschaften angewachsen, sind meistens jüngeren Datums. In diesem Staate liegen die bekannte, aber nicht sehr berühmte Bundeskolonie Cruz Machado und die Staatskolonie Castelhano, welche nach drei fehlgeschlagenen Kolonisationsversuchen endlich ihrem Schicksal überlassen wird.

Santa Catharina, der letzte der in Frage kommenden Staaten, besitzt einen Flächeninhalt von 74,156 km², mit 668,743 Einwohnern, oder 9,13 Einwohner auf den Quadratkilometer. Das Eisenbahnnetz, wieder nur eine Haupt- und zwei Nebenlinien, mißt 1074 km. Von der Küste des Atlantischen Ozeans bis an die Westgrenze, am Rio Parana, ist alles bergiger Urwald. Hier haben jedoch in einigen Gegenden, im Osten des Staates Santa Catharina, deutsche Kraft und deutscher Wille Kolonien geschaffen, welche weit über die Grenzen Brasiliens hinaus bekannt sind, so Humboldt-Sansa, Joinville, Blumenau und Hammonia. Mais, Tabak, Herva und Viehzucht sind auch hier die Haupterwerbsquellen der Kolonisten.

Der Staat Rio Grande do Sul kommt heute für Neuan siedelungen nicht mehr in Frage, weil das Land knapp und viel zu teuer geworden ist. Ja, es kommt jetzt sogar häufig vor, daß sich die jungen Riograndenser Kolonisten in den oben genannten Staaten eine neue Heimat suchen müssen.

3. Die Reise von Rio de Janeiro nach der Kolonie und die Arbeiten der ersten Zeit.

Mit wenigen Franken in der Tasche verlassen die meisten Auswanderer in Rio de Janeiro das Schiff und werden dann in der Emigrantenstation auf der Blumeninsel, ilha das flores, auf Kosten

der Regierung verpflegt, bis sie, jedoch innert sechs Tagen, ebenfalls auf Kosten der Regierung, an ihren Bestimmungsort weiterreisen. Dies geschieht jedoch nur dann, wenn sich die Emigranten schriftlich verpflichtet haben, direkt nach der für sie bestimmten oder selbstgewählten Kolonie zu reisen, da es häufig vorgekommen ist, daß sie sich die Reise bezahlen ließen, dann aber, gewarnt von ansässigen Landsleuten, in irgendeiner Stadt blieben und Arbeit suchten. Jetzt geht es also z. B. von Rio de Janeiro nach Cruz Machado, mit dem Küstendampfer nach Paranagua oder Sao Francisco do Sul, von dort mit der Bahn direkt nach Porto Uniao und endlich noch auf großen, gedeckten Wagen nach dem Stadtplatz der Kolonie. Dort werden Frauen und Kinder im Emigrantenschuppen untergebracht, während den Männern die Landlose zugewiesen werden, welche meistens noch 15 bis 30 km vom Stadtplatz entfernt sind. Hier müssen sie nun zuerst für die nötige Unterkunft sorgen, zu welcher die Regierung die Bretter liefert. Das Land, 25 ha, für 350 Milreis und die Bretter, zirka 200 Milreis (1 Milreis = 5,85 Schweizer Franken), werden dem Kolonisten auf Kredit abgegeben, zahlbar vom dritten bis zum achten Jahr.

Ist eine notdürftige Behausung errichtet, so kommen Frauen und Kinder nach, und die Arbeit kann beginnen. Wenn schon von einem Vorgänger ein Stück Wald geschlagen worden ist, kann der Kolonist ohne große Mühe einen Garten anlegen und die von Europa mitgebrachten Samen säen. Ist das aber nicht der Fall, so muß jeder Quadratmeter Boden, bevor er bepflanzt werden kann, zuerst u r b a r gemacht werden. So harret dem Kolonisten harte Arbeit, von welcher er gar keinen Begriff gehabt hat. Eine einigermaßen ausgebuschte Straße und dann noch eine Picade, Weg, führt vom Stadtplatz zu seinem Landlos. Rundherum ist alles Urwald, so dick, daß er darin keinen Schritt vorwärts gehen kann, ohne sich mit dem Facao (Buschmesser) einen Weg zu schlagen. Wie eine lebende Mauer versperren Buschwald, Bambusgewirr und überall herunterhängende holzige Schlinggewächse den Weg. Folgende kleine Notiz aus meinem Tagebuch möge das bestätigen: Es brauchten einmal drei „Caboclos“ (Waldbewohner) mit Feucen zirka acht Stunden, um eine Picade von 1,2 km Länge und 2 m Breite zu öffnen, so daß wir mit den Instrumenten die Strecke messen konnten. Für den Rückweg brauchten wir sogar noch 55 Minuten! Ist der Buschwald einigermaßen beseitigt, so kann mit dem Fällen des Hochwaldes begonnen werden. Die Einheimischen benützen dazu nur die Art, während der Kolonist, wie es hierzulande gemacht wird, mit der Waldsäge zu Werke gehen will. Er muß aber bald einsehen, daß er von dem sonst unwissenden „Caboclo“ in mancher Beziehung lernen kann. So wird nun Tag für Tag drauflos gearbeitet und am Abend kehrt der Kolonist t o d m ü d e in seine Hütte zurück. Ist endlich ein größeres Stück Wald geschlagen, so wird es 1 bis 1½ Monate liegen gelassen. Sobald alles dürr ist, wird das „Roçafeld“ angezündet und brennt dann einige Tage, bis nur noch die verkohlten Baumstämme übrig bleiben. Hier muß ich

noch einfügen, daß der Wald im Winter, Juli und August, geschlagen und dann im September und Oktober gebrannt wird. — Ohne vorher zu säubern, wird in die Asche hinein, zwischen die verkohlten Baumstämme, welche kreuz und quer übereinanderliegen, z. B. Mais gesteckt. Der Regen, welcher im Frühling einsetzt, bringt die Körner rasch zum Keimen und gegen Neujahr hat die Pflanze schon eine beträchtliche Höhe. Im März oder April reift der Kolben aus, wird geerntet, und was nicht als Schweine- oder Pferdefutter gebraucht werden kann, wird verkauft. Das wäre in großen Zügen die Bewirtschaftung des Bodens!

Wovon nährt sich aber der Kolonist und seine Familie bis zur ersten Ernte, da er doch fast mittellos auf seinem Landlos sitzt? Die Regierung gibt jeder Familie die ersten sechs Monate pro Kopf 900 Reis — 1 Milreis 800 Reis in Gutscheinen, welche auf der Verwaltung gelöst und beim Vendisten (Krämer) im Stadtplatz gegen die nötigen Lebensmittel eingetauscht werden können. Diese Krämer, meistens Polen, nützen jedoch den Kolonisten in der unerhörtesten Weise aus, da sie wissen, daß diese Bales (Gutscheine) nirgends als bei ihnen eingelöst werden können. Reklamationen auf der Verwaltung oder Direktion sind meistens fruchtlos. Diese Unterstützung reicht daher gerade für Reis, schwarze Bohnen, Kaffee und Zucker; denn Milch, Brot usw. sind Luxusartikel. Oft reicht es aber nicht einmal zum Nötigsten, geschweige denn, daß der Kolonist einige Hühner, ein Schwein oder eine Kuh kaufen könnte. Nun bietet sich ihm zwar noch Gelegenheit, am Straßen- oder Häuserbau für 3 Milreis 500 Reis bis 4 Milreis pro Tag zu arbeiten. Aber auch der Lohn wird ihm nicht in bar, sondern wieder in Bales ausbezahlt, zahlbar innert einer bestimmten Frist, gewöhnlich nach sechs Monaten. Braucht der Kolonist Geld, so ist er genötigt, den Bales dem Vendisten zu verkaufen und dieser gibt ihm dann höchstens 70 bis 75 % des Nennwertes.

Während der Kolonist an der Straße oder sonstwo arbeitet, geschieht aber auf seinem Landlos nichts, es sei denn, daß größere Kinder da sind, welche dort arbeiten können. So kommt es auf diese Weise häufig vor, daß der neue Ansiedler gar kein Kolonist, sondern Tagelöhner ist und auf seinem Lande gar nichts gearbeitet, also auch keine Ernte in Aussicht hat. Das geht gewöhnlich nur, solange die Regierung Unterstützung gibt und, wenn es damit zu Ende ist, gehen diejenigen, welche können oder noch etwas zu verkaufen haben, damit sie das Reisegeld zusammenbringen, in die nächste Stadt, um dort zu arbeiten, was ihnen in die Hände kommt. — Die Erfahrung hat auch gezeigt, daß selbst gute Freunde und Verwandte, welche sich in die Arbeit teilen, auf die Dauer nicht miteinander auskommen und, sobald etwas schief geht, sich gegenseitig die Schuld zuschieben, um schließlich mit Zank und Streit auseinanderzugehen.

Das ist dann das Ende des schönen Traumes, im Urwald, einzeln oder als Genossenschaft,

ein freies und anständiges Leben führen zu können! Aus eigener Anschauung kann ich schreiben, daß von 100 solchen Kolonisten 90 in den ersten sechs Monaten und fünf im ersten bis zweiten Jahr die Kolonie ohne jegliche Mittel wieder verlassen. Die fünf aber, welche noch zurückbleiben, kämpfen einen harten Kampf ums Dasein und ernten bei weitem nicht das, was sie an Arbeit, Mühe und Entbehrungen gesät haben.

4. Die Ursachen dieses Mißerfolges.

Warum, wo liegt die Schuld? Oberflächlich Urteilende geben bald diesem, bald jenem Umstande schuld, während es sich bei genauerer Untersuchung herausstellt, daß verschiedene Faktoren diesen Mißerfolg der Kolonisation auf Bundes-, Staats- oder Privatkolonien bedingen, nämlich die Lage der Kolonie, die Verwaltung und der Kolonist selbst.

A. Die Lage der Kolonie.

Die meisten Staats- und Bundeskolonien sind viel zu weit vom Verkehr, d. h. von einer Eisenbahn oder einem schiffbaren Flusse entfernt. Nur Straßen, welche nach einigen Tagen Regen kaum mehr fahrbar sind, stellen die einzige Verbindung zwischen den Kolonien und den nächsten Eisenbahnstationen her. Cruz Machado und Castelhana liegen 75 km weit von Porto Uniao, resp. Curitiba, entfernt. Was will nun der Kolonist z. B. mit seiner Maisernte anfangen, wenn er kein eigenes Fuhrwerk hat? Er kann

a) ein Fuhrwerk mieten und mit seinem Ernteertrag in die Stadt fahren. Will er aber dort den Mais so verkaufen, daß er neben den Spesen noch einen kleinen Gewinn hat, so kauft ihm, wegen des hohen Preises, niemand etwas ab, weil die Kolonisten aus der nächsten Umgebung der Stadt ihre Produkte viel billiger geben können. Der arme Mann wäre also gezwungen, alles so billig zu verkaufen, daß er kaum die Spesen herauschlagen würde. Wie kann er dann mit seiner Familie noch bis zur nächsten Ernte leben? Läßt er seine Produkte

b) vom Spediteur befördern, so muß er pro Arroba (15 kg) 1 Milreis Fracht bezahlen, muß noch selbst mitfahren und essen. Auch das geht nicht. So bleibt ihm schließlich nichts anderes übrig, als

c) die ganze Ernte vom Platz weg, sogen. fliegenden Händlern, für einen Schundpreis zu verkaufen.

Zur Begründung dieser drei Möglichkeiten möchte ich folgende Zahlenbeispiele anführen, welche den dortigen Preisen und Tagen vom September 1921 entsprechen. Nehmen wir an, es werden 30 Arroben (450 kg) geladen:

a) Miete für ein dreispänniges Fuhrwerk, inklusive Futter der Pferde, 30 Milreis pro Tag, Verpflegung des Mannes für drei Tage 15 Milreis.

Ausgaben:	Für Fuhrwerkmiete	90 Milreis
	" Verpflegung	15 "
	Total:	105 Milreis
Einnahmen:	Erlös aus 30 Ar. Mais à 2 Milreis	60 "
	Verlust:	45 Milreis

b) Transportkosten pro Arrobe 1 Milreis:

Ausgaben:	Transportkosten für 30 Arroben .	30 Milreis
	Verpflegung und Fahrt	30 "
	Total:	60 Milreis
Einnahmen:	Erlös aus 30 Ar. Mais à 2 Milreis	60 "
	Gewinn oder Verlust:	—

c) Vom Platz weg dem Händler 1 Arrobe für 500 Reis ($\frac{1}{2}$ Milreis):

Einnahmen:	Erlös aus 30 Ar. Mais à 500 Reis	15 Milreis
	Gewinn:	15 Milreis

Der Kolonist hat also den größten Gewinn, wenn er seine Mais-ernte auf der Kolonie dem Händler verkauft. Nun bedenke man aber, wievielmals 30 Arroben Mais verkauft werden müssen, bis er seine Familie bis zur nächsten Ernte ernähren und noch die nötigsten Anschaffungen machen kann! Hat er noch Geflügel oder Eier zu verkaufen, so löst er auch nichts dafür, denn das Huhn kostet nur 3 Milreis bis 3 Milreis 500 Reis, und das Duzend Eier 800 Reis bis 1 Milreis 300 Reis.

Auf einer Kolonie, welche also nicht in der Nähe guter Verkehrswege oder einer Stadt liegt, sind die Existenzmöglichkeiten von vorneherein äußerst gering. Etwas besser steht es in dieser Hinsicht mit Kolonien von Gesellschaften, wie Hansa und Hacker, wo, wenn nicht die ganze Kolonie, so doch der Stadtplatz an einer Eisenbahn oder an einem schiffbaren Fluß liegt. In diesen Kolonien kostet aber ein Landlos (25 ha) mindestens 600 Milreis, zahlbar in drei Raten innert einem Jahr. Dazu kommen dann noch die Bretter für das Haus, resp. der ganze Bau, welcher wieder zirka 500 Milreis ausmacht und innert kürzester Frist bezahlt werden muß. In diesem Fall muß ein Kolonist über ein Kapital von mindestens 2000 Franken verfügen können.

B. Die Verwaltung.

Trotzdem der Bund und die Staaten jährlich riesige Summen für die Kolonisation ausgeben, geht die ganze Geschichte eher rückwärts als vorwärts. Erstens aus dem oben erwähnten Grunde

und zweitens, weil der größte Teil dieser Summen gar nicht dem Zweck, für welchen sie ausgegeben werden, dienen, sondern in den Taschen der hohen Beamten verschwinden. Beweis dafür ist, daß anfangs 1922 auf der Kolonie Cruz Machado wegen Unregelmäßigkeiten eine Untersuchung eingeleitet und der Direktor und andere Beamte entlassen worden sind. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn das Geld zum Bau von guten Straßen und zur wirklichen Unterstützung der Kolonisten Verwendung fände, man einer solchen Kolonie trotz der ungünstigen Lage zum Emporkommen verhelfen würde. Freilich ist jetzt hier zu ergänzen, daß

C. der Kolonist selbst

einen wichtigen Faktor beim Emporkommen einer Kolonie bildet. Der größte Teil der heutigen Auswanderer, welche als Kolonisten in den Urwald gehen wollen, sind *Fabrikarbeiter*. Sie verstehen also nichts oder nur wenig von der Landwirtschaft und sind weder an die harte Arbeit noch an die Leiden und Entbehrungen des Urwaldes gewöhnt. Denn hier in Europa leben alle, verglichen mit dem Urwald, in guten Verhältnissen, d. h. in anständig möblierten Wohnungen mit Licht, Wasser usw. Die Frauen können in nächster Nähe des Wohnortes ihren täglichen Bedarf für die Haushaltung decken und die Kinder können unentgeltlich gute Schulen besuchen. Und dort? In einem Bretterhaus, wo oft Regen und Wind an manchen Orten Zutritt haben, muß der Kolonist mit seiner Familie leben, auf dem Boden oder auf einer Dritsche schlafen. Stühle und Tische müssen notdürftig zusammengezimmert und ein Kochherd aus Lehm und Steinen verfertigt werden. Kleider und Wäsche können nur in den Koffern und Kisten, welche häufig auch den Dienst als Tische und Bänke versehen müssen, aufbewahrt werden und werden nicht selten, zum Schrecken und Aerger der Hausfrau, grau und schimmelig. Eine Kerze oder eine Petroleumlampe erhellt notdürftig den Raum und manchmal ist das offene Feuer die einzige Beleuchtung, weil Kerzen und Petroleum sehr teuer sind. Der Bedarf für die Haushaltung wird zweimal pro Monat im weit entfernten Stadtplatz gedeckt. Schließlich können die Kinder nicht mehr in die Schule und verwildern und verrohen; denn die Eltern haben keine Zeit, um noch die Kinder zu unterrichten.

Ist es da zu verwundern, wenn vor allem die *Frauen* bei diesem mühsamen Leben den Mut und die Ausdauer verlieren und dem Manne, der noch mutig, aber bekümmert, jeden Morgen an sein hartes Tagewerk geht, den letzten Funken Schaffensfreude und Energie auslöschen? Aber auch die Männer fühlen oft nur zu bald, daß Kraft und Energie bei der ungewohnten und „schmalen“ Kost von Reis, schwarzen Bohnen, schwarzem Rasse und Mais jeden Tag mehr abnehmen. So kommt es denn, daß, wenn Not und Entbehrungen und häufig auch Krankheiten an die Kolonistenhütte pochen, ein Weiterleben unmöglich wird und der Kolonist so bald als möglich mit seiner Familie in die Stadt zieht.

Die Arbeit und das Leben im Urwald ist den meisten Auswanderern einfach unzutraglich, selbst wenn sie körperlich kräftig genug wären. Aber zur körperlichen Kraft gehört auch die *moralische*, und wenn diese schwindet, sind die Tage im Urwald ebenfalls gezählt. Oder es kommt dann so weit, daß diese Uermisten auf Kosten anderer leben wollen und den Unterschied zwischen „Mein und Dein“ nicht mehr auseinanderhalten können. Sie schreiben dann auch ihren Verwandten und Bekannten, daß es ihnen gut gehe und locken sie hinüber, nur um den Neuangekommenen, welche mit den Verhältnissen noch nicht vertraut sind, die sauer ersparten Rappen abzunehmen.

Wie steht es aber, in gleichen Verhältnissen, mit der *Kampkolonie*, dem Farmerdasein im offenen Felde? Da fällt in erster Linie das mühsame und zeitraubende Fällen und Brennen des Urwaldes weg. Der Kolonist kann gleich vom ersten Tag an den Boden mit dem Pflug bearbeiten und dann säen oder stecken, wenn *vorher* tüchtig *gedüngt* worden ist. Aber gerade dieser kurze Nachsatz hebt alle Vorzüge der Kampkolonie mit einem Schlage auf; denn selbst der kostspielige Kunstdünger, etwas anderes ist nicht vorhanden, läßt den geackerten Kampboden bei weitem nicht den Ertrag zeitigen, welchen der Urwaldboden, „*a terra virgem*“ (jungfräuliche Erde), wie ihn der Brasilianer nennt, hervorbringt. Ein *Landlos* Urwaldboden ist also auf alle Fälle dem *Kamp* vorzuziehen.

5. Zusammenfassung.

Nach den obigen Ausführungen hat also der mittellose Auswanderer nur äußerst geringe Aussichten, auf einer Bundes- oder Staatskolonie ein anständiges Fortkommen zu finden. Wer sich auf einer *Privatkolonie* ansiedeln will, muß aber, wie ich bereits erwähnt habe, über ein Kapital von mindestens 2000 Franken oder zirka 3000 Milreis verfügen können, um, nach Bezahlung von Land und Haus, Anschaffung der nötigen Feldgeräte und eines kleinen Viehstandes, noch Geld für den Lebensunterhalt bis zur ersten Ernte und etwas Betriebskapital zu haben.

6. Schluß.

Endlich möchte ich noch einiges von den *Arbeits- und Lebensverhältnissen* in den Städten berichten: Auch Brasilien macht gegenwärtig eine *schwere Krise* durch. Infolge der *Masseneinwanderung aus Zentral-europa* ist die Arbeitsnachfrage sehr groß, was dann eine Verminderung der Löhne mit sich bringt. In Curitiba verdient ein guter Arbeiter bei neun- bis zehnstündiger Arbeitszeit nicht mehr als 8 bis 9 Milreis pro Tag, in Sao Paulo 8 bis 12 und in Rio de Janeiro 10 bis 15 Milreis. Dabei ist zu sagen, daß die Lebensweise in den Großstädten, wie Sao Paulo und Rio, sehr teuer ist. Ein Haus, resp. eine Wohnung, kostet in den Vororten von Sao Paulo 120 bis 200 Milreis und in Rio 150 bis 300 Milreis. Was dabei noch für

Nahrung und Kleidung übrig bleibt, ist leicht auszurechnen. Also auch in den Städten ist das Leben, verglichen mit unseren Verhältnissen, hart und schwer, so daß selbst die brasilianische Regierung, wie aus dem nachstehend zitierten Artikel zu sehen ist, die Arbeiter vor der Einwanderung warnt. In Nr. 7018 des „Diario da Tarde“, Ausgabe in Curitiba, steht ein kurzer Artikel, der in der Uebersetzung folgendermaßen lautet:

„Die Einwanderung von Arbeitern. Das brasilianische Ministerium des Aeußern ließ eine Liste der in den Staaten Brasiliens im Betrieb stehenden Fabriken veröffentlichen zum Zwecke der Verteilung in der Schweiz, damit die Arbeiter, welche einzuwandern wünschen, nicht mit Illusionen kommen.“

Mittellosen ist daher die Auswanderung nach Süd-Brasilien, sei es als Kolonist oder als Berufsarbeiter, durchaus abzuraten, und wer einige sauer ersparte Rappen hat, soll sich zweimal besinnen und sich über die dortigen Verhältnisse genau orientieren lassen, bevor er den Schritt ins Angewisse wagt.

Skeptisch-kritisch.

Von Ernst Walter.

Das ist jetzt die Grundstimmung in der Arbeiterbewegung. Sie kommt auch als Unterton zum Ausdruck in den kürzlichen Artikeln der Genossen Grimm, Heeb und Huggler in der „Roten Revue“. Mit Pessimismus und Defaitismus hat das nichts zu tun. Es ist das einfach die notwendige Begleiterscheinung bei der Beurteilung der realen Tatsachen und die unausbleibliche Folge auf die hochgespannten Erwartungen, welche sich an die politischen Umwälzungen der Jahre 1917 bis 1919 knüpften und größtenteils enttäuscht wurden. Ueberhaupt hat die Politik der letzten vier Jahre enttäuscht und das ist mit ein Grund, warum das Volk und die Völker wieder in die frühere und gefährliche politische Apathie zurückfallen. Ich lese das auch heraus aus den kantonal-zürcherischen und eidgenössischen Abstimmungen der letzten Zeit. Weit und breit will man sich nicht mehr mit politischen Fragen befassen und gibt dieser unangebrachten Verdroffenheit Ausdruck mit dem Nein-Stimmzettel oder der politischen Abstinenz. Die Sturm- und Drangperiode der Kriegs- und Revolutionsjahre ist vorbei. Die großen Welteroberungspläne der verschiedenen Ideenrichtungen sind verslogen und die mächtigen militärischen oder politischen Führer verschwinden von der Front der Weltbühne. An ihre Stelle treten in einer müden, desorientierten, desorganisierten und zerrütteten Welt die stillen Sammler, Ordner und Organisatoren. Ungeheuer schwierig ist ihre Aufgabe in Staat, Wirtschaft und Partei und nur ein sicherer Kompaß und nie erschlaffende Energie werden Zerfetzung und Mutlosigkeit meistern können.